Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 207 (1928)

Artikel: Der "Marödli" und sein Nachbar : eine Erzählung aus dem

Alpsteinrevier

Autor: Hautle, L.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-374796

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Der "Marödli" und sein Nachbar.

Eine Erzählung aus dem Apfteinrevier von 2. Sautle.

Sie waren Nachbarn, der "Üelersbisch" und ber "Marödlisfranztoni". Und wohnten weit weg vom Kirchdorfe Brüllisau in dem abgeles genen Winkel der "Schwarzenegg", wo Füchse und Hafen einander Gut Nacht sagen. Nicht gar große, aber mit vorzüglichem Alpfutter bestandene Bergheimaten nannten sie ihr eisgen, deren Grenze von altersher ein von der "Fähnern" herunterrauschender Wildbach bils det. Ihre wettergebräunten, schindelgepanzersten Behausungen lagen in schräger Linie drei, vier Steinwürfe außeinander.

Einst waren der "Bisch" und der "Franztoni" gute Freunde gewesen, die viel zusammenstaken und einander im Stolz und Troß
der Bergler fast überboten. Wie oft hatten
sie den langen Weg von der Kirche herauf
selbander gemacht, dabei über Pfarrer und
Lehrer und Kegierung losgewettert und zur Abwechslung sich ihre großen Stallereignisse
des weiten und breiten erzählt! Es waren
schöne Jährlein gewesen, diese Zeiten nachbarlichen Friedens.

Dann hatte sich in des Welersbischen Kopf der Meid geschlichen über die guten Zuchterfolge des andern, und nicht lange, da lagen sie sich wegen eines Sommerfahrrechtes, das zu wenig verbrieft war, in den Haaren. Seither haßten und mieden sie sich, wennschon das durch beide nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich zu Schaden kamen. Aber mit dem Stiernacken des Aelplers stemmten sich die Bauern gegen die bessern Regungen ihrer Herzen, und so fraß sich der Wurm der Feindsschaft immer tiefer in ihre Seelen. Imar wegen des Fahrrechtes war der Prozeß eingeleitet und durfte nun bald ausgetragen werden; aber weil sie beide auf ihren Hösen lahme Brunnen hatten, die zeitweilig kaum für den Hausbedarf genug Wasser lieferten, mitunter fogar ganz eingingen, waren sie zum Tränken des Viehs auf die gleiche "Gonte" im Bache angewiesen, der sonst wild und reißend über Fels und Stein zu Tale schoß. So ging's nun schlecht und nicht recht in die Wochen und Monate.

Da geschah es, daß ein böser Stallfeind erst in der weitern, dann auch in der engern Heimat der Schwarzeneggbauern sein Unwesen trieb. Es war die so gefürchtete Maul- und Alauenseuche, im Alpsteinrevier kurzweg "'3 Gföcht" genannt. Zuerst war es vereinzelt da und dort aufgetreten, ohne daß man sich seine Entstehung und Verbreitung erklären, noch es in seinem Siegeslaufe hemmen konnte. Wohl munkelte man in bäuerlichen Areisen, daß der leichtfertige Viehhändler "Gnäzi" draußen im Fleden die Bescherung aus dem draußen im Fleden die Bescherung aus dem haltspunkte wußte niemand zu geben. Nun war das Gsöcht bereits zur Landplage geworden; allen Gegenmaßregeln zum Trot hatte es weit in der Runde Gehöft um Gehöft ergriffen, Angst, Sorge, Trübsal und Not in so manches Haus tragend. Da schwiegen denn die Geigen und Jodler und die unruhigen Tanzbeine der Jungen mußten feiern. Mutlosigkeit und eine Art Verwirrung erfaßte viele Landleute ob all des Schadens und der verkehrlichen Störung, der daraus entstand. Andere aber hörten aus der Prüfung heraus klar und deutlich die Lehre: "Ihr Menschen, ihr seid nicht die Herren dieser Welt!"

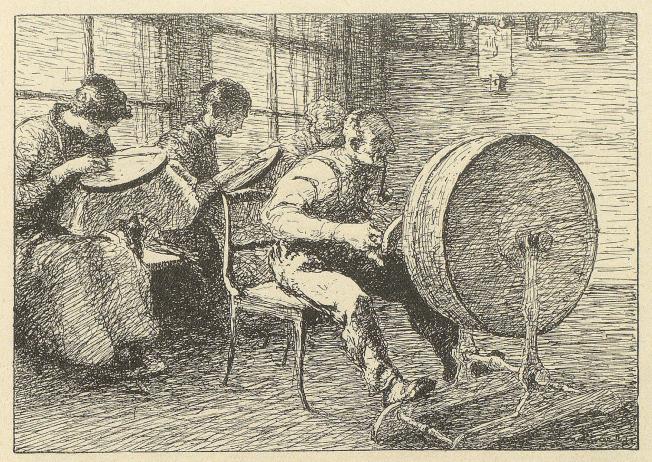
Auf Schwarzenegg zwar, dem verlorenen Nest, wo außer sommers kaum ein fremder Mensch seinen Fuß hinsetzte, ging zunächst alles noch seinen gewohnten Gang. Bei den Menschen und beim Vieh. Nur daß erstere jetzt noch spärlicher als früher himmterstiegen ins Tal, außer, wenn es durchaus nicht anders sein konnte. In den paar Sommer-wochen hielt sich ja ein Teil der Bewohner ohnehin noch höher droben auf, in den Weiden der "Fähnern". Strotend an Kraft und Gesundheit, mit weichem glänzenden Haarkleid waren die Sommertiere in den ersten Septembertagen von der Alp herniedergetrot= tet, um drunten am Pöppelbach das dunkle Herbstgras abzuweiden, ehe der lange Stallwinter sie gefangen nahm.

Da wird mit einemmale Üelersbischen Einziger, ein stämmiger Bursche von zwanzig Jahren, an einem Fuße krank, so daß er wesder zu gehen noch zu stehen vermag. Das stimmt den sonst harten Vater hie und da weich. Und wie eines nebligen Abends ein körperlich und geistig schwaches Hausiereckein um Herberge bettelt, ruft er es in den Stall, labt es mit schäumender Milch und weist ihm den Heustock zum Nächtigen an. Als er am

Morgen nicht gar früh in das Gaden kam, war der unstäte Stetling schon davongehüpft. Drei Tage darauf, als der alte Üeler vor dem Mittagsschläschen noch die gewohnte Stallkontrolle machte, beobachtete er, wie das schönste der Kinder mitten im Wiederkäuen aufsprang, an der Kette riß und zerrte, sich mehrmals schüttelte und dann kraftlos zusammenbrach. Dem Bisch fiel es trüb und schwer aufs Gemüt. Und ehe die Abendmelkzeit da war, da standen vier weitere Tiere fiebernd und sich gegen das Fressen-sträubend an der vollen Krippe. Nun wußte der Uelerbisch, daß er die Seuche im Stalle habe. Prüfend ging er von Tier zu Tier und sah, daß das Unheil nicht mehr abzuwenden sei. Aergerlich, einen halben Fluch unterdrückend, ging er in die Stube hinüber, seinem Weibe meldend: "Der Hausierer hat uns die Seuche gebracht." "Wird nicht sein," sagte dieses bestürzt. "So helf' uns Gott, sonst gibt's einen schlimmen Winter! Noch heut' schreib' ich dem betigen Madlehli, daß es mir neun Tage hintereinan= der bei der Muttergottes im Ahorn einen Psalter nach meiner Meinung bete. Und jett, Mann, gehst du und zeigst es sofort an drunten beim Landeshauptmann im Dorf, lieber heute noch als erst morgen, mit dem Verheim= lichen gewinnt man nichts. Den Stall beforge heut' abend ich!"

Doch der Uelersbisch ging an jenem Abend nicht fort, um seinen Seuchefall anzumelden. Er tat selbst im Stalle, was zu tun war. Aber er tats nicht wie sonst. Alles ging ihm schwerer aus der Hand. Seit Wochen dachte er zum erstenmal wieder an seinen Haß. "Nun wird der da drüben lachen", argwöhnte er, und eine unheimliche Wut stieg in ihm auf. Denn sie tut so arg weh, die Schadenfreude eines bösen Nachbars. Aber nein, noch sollte er nicht lachen, noch war es nicht so weit! — Jest fing die alte Schlange erst recht in ihm zu arbeiten an. Wie — wenn er nur einen Tag mit der Anzeige zuwarten würde, und wenn er es dann so einrichten könnte, daß er mit seinen Tieren an der Bachtränke der erste war (der Brunnen ging eben wieder "galt") — dann war es so gut wie sicher, daß auch der Marödli in seinem Stalle die Bescherung erhielt.

Den "Bödelibauer" durchrieselte eine so eigen wohlige Freude. Eigentlich war sie gerade recht gekommen, die Seuche. Nun konnte er dem da drüben doch einmal das antun, was einem rechten Bauer am wehesten



tut: ihm in den Stall greifen, ohne daß er sich wehren konnte... Aller Haß der vergansgenen Tage und die Schadenfreude des Meisders klumpten sich in ihm zu einem teuflischen Piane zusammen. Von seinen, des Bödelisdauern Tieren sollte sich der Kütibauer da drüben die Pest holen! Wie würde der fluschen und lamentieren, wenn er draufkäme, daß sein Vieh die Krankheit aus dem Bache

gesoffen hätte!

Der Uelersbisch hatte eine unruhige Nacht. Schlaflos verbrachte er die langen Stunden drinnen im Stalle. Die ganze Leidwerkerei, die er und sein Nachbar mit bösem Sinn und kaltem Herzen nun seit langem betrieben, das trat nun alles deutlicher vor sein Auge. Und — sei es, daß das bessere Ich in ihm wach gesworden oder daß ihm der meuchlerische Kampf von hinten verächtlich erschien oder daß die Erkrankung seines Sohnes ihn nachdenklich gemacht — er sühlte es mehr und mehr: Es war ihm nicht wohl bei der Sache, die er schlau aber unsauber angattigen wollte. Was hatten sie denn beide auch eigentlich von ihren Neidereien und Gisteleien? Nichts als Uns

ruhe, Aerger und Verdruß! Der Mannesstolz regte sich in ihm und ein Gefühl der Beschämung überkam ihn wie noch selten in seinem Leben.

Früh am Morgen stand der Bödelibauer am Stubensenster. Er schaut zum Haus des Nachsbarz hinüber. Wie er sieht, daß jemand sich drüben regt, wölbt er die Hände rund um den Mund und ruft hinüber. Das Nebengadensenster geht auf und der graukrausige Kopf des Kütibauern wird sichtbar. "I ha der gad wele säge, trenk hütt witer obesnsam Bach oder am Stall; s'Gsöcht ischt bi mer usbroche!"

Der Kütibauer hat's gehört, und ohne ein Wort zu erwidern, hat er den Uelersbisch ans gestarrt. Über verstanden hat er's; denn nicht lange darauf sah man ihn die Tiere weit hins auf an den Bach zur Tränke treiben. Der Bödelibauer aber hatte schon früh am Morsgen sein Weid hinaus zum Landeshauptmann geschickt, die Seuche anzuzeigen, den Tierarzt zu befragen und zugleich auch den Doktor X. zu ersuchen, er möchte doch bald hinauf nach dem Bödeli kommen, um nach dem Buben zu sehen, mit dem es gar nicht bessern wolle.

Der Marödlisfranztoni hatte indes keinen ringen Tag. Daß ihn der feindliche Nachbar vor der Seuche gewarnt, hatte ihn fast mehr getroffen als alles Böse, das er bis jetzt von ihm erfahren. Gegen all die Feindseligkeiten hatte er bisher sich immer zu schützen gewußt und meist hatte er die Gelegenheit wahrgenommen, mit hartem Bauernschädel heimzuzahlen. Nun aber lag die Sache anders. Es fiel ihm schwer, auf diese Handlungsweise des Machbars die rechte Antivort zu finden. Die Vergeltungsart, an die er sich ganz und gar gewöhnt hatte, konnte hier nicht in Betracht kommen. Auch sein Weib, das sonst nicht so bald verlegen war, wenn es ums Schwaken und Katen ging, saß den ganzen Tag außergewöhnlich schweigsam am Stidrahmen und mochte doch die "Uelerin" schon lange gar nicht leiden, schon weil sie eine schönere Festtagsschürze besaß als sie.

Der Kütibauer kam ungewollt ins Denken hinein. Und das war doch sonst nicht seine starke Seite. Aleinlaut hockte er, das "Lindauerli" verkehrt im fast zahnlosen Munde, in der "Gutsche". Wie eine bissige Forelle nach Luft schnappt, so konnte er aus dem engen Gedankennetz, in welchem er gefangen lag, trotz aller Anstrengung nicht herauskommen. So verfiel er in eine schlechte Laune. Mürrisch ging er dann in Haus und Stall herum und gab seiner Chegesponsin nicht eben die besten Worte. Hätte ihm doch der da drüben das Schlimme angetan! Dann wäre sein Verhalten gegeben gewesen. Verklagt hätte er ihn noch heute. So aber wußte er nicht, was tun. Fast dünkte es ihn, als wären ihm

Hände und Füße gefesselt.

In dieser mißlichen Stimmung ging er des andern Tags, da gerade Wochenmarkt war, himunter ins Dorf. Und seinem Weibe war es eben recht. Hoffte sie doch, er würde nicht nur eine bessere Stimmung, sondern auch eine Ladung Neuigkeiten mit hinauf in die Küti auf Schwarzenegg bringen. Im "Goldenen Schäfli" traf er seine Runde. Während es in der rechtwinkligen großen Wirtsstube ziemlich laut und lebhaft herging, saß er ruhiger und stiller als sonst hinter seinem "Dreier" und hörte scheinbar nur halb zu, als seine red= seligen Zunftbrüder alle die neuen Seuchenfälle aufzählten und glossierten und ihn warnten, er solle nur aufpassen, der Uelersbisch have die Seuche auch. Er zuckte mit keiner Miene und schwieg. Aber jest stieg eine leise Verachtung seiner Tischgenossen und seiner

selbst in ihm auf. Und der verhaltene Zorn, den er tags zuvor gegen seinen Nachbarn empfunden hatte, wandte sich nun innerlich gegen diese weinseligen Bauern, die ihn, einer nach dem andern, immer so fragend und sorschen

schend ansahen.

Es war schon ordentlich dunkel, als er sich ganz allein auf den Heimweg machte. Die Herbstmacht war kalt und frostig. Hie und da klagte der Wind vom Alpsigel her wie ein wildes Tier, das in die Falle geriet, sich selbst bestreite und nun verwundert umherirrt. Schwer keuchend stapft der Marödlisfranztoni das ihm so bekannte steile Holperweglein zur Schwarzenegg hinauf. Es kämpft und kocht drinnen in seiner Brust wie schon lange nicht mehr.

Dort, wo die Wiesenwege nach dem "Bödeli" und der "Rüti" sich scheiden, trifft er ganz unbermutet und plötzlich den "Bisch", der auszuruhen scheint. Mit einem kurzen "Guten Abend" und vorsichtiger Entfernung will Franztoni vorbei. Doch unwillfürlich hemmt er seinen Schritt und spricht scheinbar gleichgültig hinüber: "Auch noch unterwegs?" Auf das freundliche: "Ja, und du auch!" blieb er wartend stehen. Denn ein Wort brachte jetzt das andere. "Wie geht's auch deinem Buben?" kam es jett teilnehmend aus seinem Munde. Der Bödelibauer war offenbar müde. Sein Weib sei gestern ins Dorf gegangen, die Seuche anzuzeigen und den Viehdoktor um seinen Rat zu befragen. Dann habe sie auch noch den Doktor X. gebeten, wegen des Buben ins Haus zu kommen und dessen Bein gründlich zu untersuchen, da man doch gerne einmal wissen möchte, was denn eigentlich vorliege. Und nun sei der Doktor diesen Nachmittag gekommen und habe die Sache bedenklich gefunden. Es sei unbedingt eine Operation nötig und zwar rasch. Schon morgen müsse der Bursche hinunter ins Krankenhaus transportiert werden, um Schlimmeres zu verhüten. Der Uelersbisch atmete schwer . . "Dann," fuhr er fort, "dann habe ich den Doktor noch hinunterbegleitet auf die Straße, weil ich auch noch zwei Männer finden wollte, die mir morgen den Buben hinunterschaffen ins Tal, wo der Krankenwagen ihn dann abholt. Aber 's ist eine bose Sache, nur einen hab' ich gefunden. Alles hat Angst vor der Seuche. Bloß der schlampige "Ziglerer", der sonst jeder Arbeit aus dem Wege geht und stets in den Wirtschaften herumlungert, hat mir zugesagt. 's ist ein schlechter Verlaß auf die Menschen. Mich nimmt's heuer

hart in die Finger!" schloß er klagend. "Wahr ist's", entgegnete der Kütibauer, "ich wünsche aute Besserung!" Drauf gingen sie mit einem kurzen "Gut Nacht!" außeinander, jeder sei»

nem Hause zu.

Am andern Morgen, ehe noch der Nebel sich verkrochen hatte, hörte der Uelersbisch vor der Haustüre schwere Tritte. Der "Ziglecer" kam doch beizeiten. — Er atmete auf. So würden eben er und "das Schlämpchen" den Buben bis zur Straße hinunter tragen. Es war aber nicht der "Ziglerer", der gekommen war. Der Kütibauer stand breit und schwer unter der Haustüre. Sie gaben sich die Hand.

"Nachbar," sagte Franztoni, "was wir bezüglich des Fahrrechts miteinander haben, ist eine Sache für sich und die wird nun hoffentzlich bald entschieden werden. Aber ich meine, wir sollten jetzt anfangen, einander das Gutezu wünschen und zu tun und nicht das Böse. Du hast begonnen, ich fahre fort! Wart nicht auf den "Ziglerer"! Hast ja selbst gesagt, es sei kein Verlaß auf ihn. Wir zwei tragen den Buben hinab, wenn es dir so recht ist."

Während des Gespräches hatten sich die Beiben sest in die Augen geschaut. Der Bödelibauer war ganz bleich geworden. Jest erhielt sein Gesicht wieder die gewöhnliche Alltagsfarbe und treuherzig sprach er: "Franztoni, ich danke dir für deine Hand und deine Hise!"

danke dir für deine Hand und deine Hise!"
Noch am selben Bormittag schafften der Bisch und der Franztoni den kranken Buben auf einer Notdahre ins Tal. Der Bater, der sich zu dem schweren Gange säuberlich geswaschen und gekleidet hatte, ließ es sich richt nehmen, den Sohn zur Operation ins Kranskenhaus zu begleiten. Unterdessen besorgte der Kütibauer neben dem seinigen auch Bischens berseuchten Stall, und drinnen in der Muttergotteskapelle im Ahorn betete eine alte fromme Jungser Kosenkranz um Kosenkranz für die Anliegen der Bödelileute.

Schon am andern Abend brachte man nach der Schwarzenegg die Kunde vom glücklichen Gelingen des operativen Eingriffs. Und Hoff-nung und Lebensmut und Lebensfreude kehrsten mählich wieder zurück. Ernster als je betete man dort von jetzt ab unter dem Kreuz im Herrgottswinkel wieder zu Sankt Martin, daß er Menschen und Vieh vor Krankheit und

Unglück gnädig behüten helfe.

Eine Woche später brach auch im Stalle des Rütibauern die Seuche aus, wie man es erwartet hatte. Dem Üelersbisch war das recht leid; er drückte dem Franztoni aufrichtig sein Bedauern aus und erklärte sich zu allen Diensten jederzeit bereit. "Laß nur das Masgen", sagte jener sast wohlgemut, "ich hobe nun auch wie du die Pest im Haus; aber ich meine, wir zwei sind doch einer schlimmeren Seuche loß geworden und das ist gut."

Das Stallunglück lief auf der Rüti und im Bödeli glimpflich ab, alle Tiere genasen langsam wieder, ohne Schaden zu nehmen.

Drei Wochen später, just am Tage, da der Bödelibub hinkend aber geheilt ins Elternhaus zurückam, fand drunten im Fleden der Fahrrechtsprozeß seine Erledigung. Es hatte kein langes hin und her mehr gebraucht. Der Augenschein in Verbindung mit Uelers Brief fen hatte genügend Beweismaterial gebracht. Der Kütibauer verlor den Handel. Für das Bergvölklein der Gegend hatte der Prozeß an Interesse vieles eingebüßt. Er hatte bei den neuigkeitslüsternen Leuten nur solange Aufsehen gemacht, als damit Haß und Feindschaft verbunden gewesen war. Ja, es traf sogar etwas ein, was manche von ihnen für gar nicht möglich gehalten hatten: An jenem Abend gingen der Franztoni und der Bisch in guter Stimmung mit einander heim. Sie hatten endgültig über ihr eigenes Ich gesiegt. Mit jedem Tage kamen sie sich wieder näher. Sie taten einander Dienste, wo und wie sie nur konnten, achteten sich wieder mehr und mehr und jeder hatte Freude am Erfolg des andern. Und nachdem sie oben am Berghange, "im Chrui", eine reiche Quelle, deren Wafser bisher unbenutzt in den Bach geflossen, gefaßt und nach ihren Besitzungen geleitet hatten, da ließen sie auch gemeinsam auf dem "Bühl", einer kleinen Anhöhe auf der Grenze ihrer Heimwesen, ein großes, einfaches Holzfreuz errichten, das sie sinnig Seuchenkreuz benannten. Wenn später Arankheit und Sorge und Unglück in Haus oder Stall Einkehr hielt, da suchten und fanden die Schwarzeneggleute dort Trost und Kraft.

Denn als die zwei zähen Menschen durch Kummer und Not den Haß los geworden und das Vertrauen auf das Gute im Menschen sie wie verzüngtes Blut durchrann, da war es ihnen aufgegangen als tiefe Wahrheit des Lebens: Daß nicht nur der Haß um sich greift wie eine verheerende Seuche, sondern daß noch weit mehr in der Liebe eine Kraft wohnt, der sich feiner entziehen kann, welcher von ihr

berührt wurde.